

**Pfarrer Jörg Zimmermann**

**Predigt zu Römer 8,14-17,  
am 05.09.2010**

**in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

**„Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder. Denn ihr habt nicht einen knechtischen Geist empfangen, dass ihr euch abermals fürchten müsset, sondern ihr habt einen kindlichen Geist empfangen, durch den wir rufen: Abba, lieber Vater!**

**Der Geist selbst gibt Zeugnis unserem Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi, wenn wir denn mit ihm leiden, damit wir auch mit zur Herrlichkeit erhoben werden.“**

Liebe Gemeinde,

ihr seid Gottes Kinder. Das ist die zentrale Botschaft dieser Verse aus der Feder des Paulus. Irgendwie klingt das für uns wohlvertraut. Und ich habe so insgesamt den Eindruck, das lassen wir uns gerne sagen: ihr seid Gottes Kinder. Meine Beobachtung ist die: das Vaterunser beten sogar viele Leute mit, die der Kirche gar nicht oder gar nicht mehr angehören. Das ist beim Glaubensbekenntnis schon ganz anders. Den früher durchaus häufig anzutreffenden Vorbehalt, die Rede von der Gotteskindschaft „infantilisiere“ uns, mache aus mündigen selbstständig denkenden und entscheidenden Erwachsenen kleine, unmündige und unselbstständige Wesen – ich höre ihn kaum noch. Zu stark empfinden wir Heutigen wieder ein Schutzbedürfnis, die Notwendigkeit, uns irgendwo anlehnen und festhalten zu können.

Denn soviel ist klar: es geht hier um einen liebenden, vertrauenswürdigen Vater, nicht um ein autoritäres gestrenges Familienoberhaupt. Dem gegenüber würde die Anrede „Abba“, zu deutsch wörtlich übersetzt: „Papa“, wohl kaum als passend empfinden. Auf den Vater, der uns mit Liebe und seinem bergenden, schützenden Arm begegnet, lassen wir uns dagegen wieder gerne ein. Und so sind denn auch die Stimmen feministischen Protestes gegen die Anrede Gottes als Vater und damit seine Fixierung auf eine männliche Vorstellung heute nur noch erheblich leiser zu vernehmen als noch vor etwa 20 Jahren.

(→ Übung mit Konfirmanden letzte Woche zu Wechselbegriffen für „Gott“: „Vater“ erhielt in beiden Gruppen hohe Werte, wie auch zumeist andere männliche Begriffe – was ich schon fast problematisch einseitig fand!)

Aber so leid's mir tut: ich sehe mich veranlasst, ausgerechnet diese bei uns offensichtlich mit hoher Akzeptanz versehene Rede von Gott als unserem Vater und uns als seinen Kindern heute einmal kritisch zu hinterfragen. Was bedeutet das eigentlich, wenn Paulus so spricht? Schließlich hat unsreiner ja seinen leiblichen Vater. Will Gott dem den Rang ablaufen? Ich stelle die Frage mal so: wie wird man denn zum Kind seiner Mutter und seines Vaters? Mit Verlaub: das ist ja wohl eine reichlich dumme Frage! Das hat etwas mit Zeugung und Geburt zu tun – so weit, so selbstverständlich und trivial.

Wobei jeder von uns weiß: es gibt tatsächlich noch einen weiteren Weg, ein Kindschaftsverhältnis herzustellen: die Adoption. Ich habe das mehrfach in meiner unmittelbaren Umgebung erlebt, auch gleich mehrfach in meiner Familie, ja einmal sogar bei einem Erwachsenen, der nach dem Tod seiner leiblichen Mutter von einer anderen Frau adoptiert wurde.

Seien wir realistisch und ehrlich: Kindschaftsverhältnisse, die auf Adoption beruhen, haben es in gewisser Hinsicht schwerer als natürliche Kindschaftsverhältnisse: ihnen haftet ein Moment des Sekundären an; hier besteht eben keine Blutsverwandtschaft; hier ist das Kindschaftsverhältnis sozusagen künstlich hergestellt worden. Es ist also nicht zwangsläufig gegeben, und insgeheim

schwingt dabei nicht selten der Gedanke mit: was künstlich hergestellt worden ist, müsste doch jedenfalls im Prinzip auch rückgängig zu machen sein, oder?!

Man kann das Ganze jedoch auch ganz anders sehen und bewerten: gerade weil eine Adoption nichts „Natürliches“, nichts in diesem Sinne Zwangsläufiges ist, ist sie umso bemerkenswerter: wer auf diese Weise zur Vaterschaft oder zur Mutterschaft gelangt, hat sich bewusst dafür entschieden. Bei so mancher biologischer Elternschaft dürfte genau das ja eben nicht gelten. Bekanntlich ist nicht jedes Kind ein Wunschkind; sehr unschön pflegen wir dann von Kindern sogar als „Betriebsunfall“ zu reden. Für die ist eine natürliche Elternschaft gegeben – aber sie ist gerade nicht gewollt. In solch einem Sinne ein „Betriebsunfall“ – das kann eine durch Adoption begründete Kindschaft bzw. Elternschaft gerade nicht sein! –

All diese Gedanken zu Kindschaft und Elternschaft in der einen und der anderen Form gingen mir durch den Kopf, als ich unseren heutigen Predigttext aus Römer 8 las. Gleich der erste Satz, den Paulus hier schreibt, ist ja – gelinde gesagt – höchst merkwürdig: **„Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“** Ach wirklich? Also „normal“ und „natürlich“ müsste es anders heißen: „Welche Gott gezeugt hat, die sind seine Kinder.“ Oder vom Nebensatz her formuliert: **„Welche der Geist Gottes treibt,“** – nun, von denen könnte es vielleicht heißen: „die mag er besonders gern“ oder: „auf die ist er besonders stolz.“ Das wäre alles sofort nachvollziehbar. Aber so wie es hier steht? **„Welche der Geist Gottes treibt, die sind Gottes Kinder.“!?** Jedenfalls drängt sich hier gerade nicht der Gedanke an ein natürliches Eltern-Kind-Verhältnis auf, sondern wenn schon, dann der an eine Adoption.

Aber auch das ist noch nicht genug, um Paulus hinreichend zu verstehen. **„Welche der Geist Gottes treibt...“** – ja wie kommt es denn dazu, dass der das macht? Und was verändert das bei einem Menschen? Wer hat also Chancen auf eine Gotteskindschaft, und wer nicht? Diese Frage ist besonders heikel, basiert sie doch auf der Voraussetzung, dass sich solche Gotteskindschaft nicht von selber versteht.

Bei diesem Gedanken gerät die Voraussetzung, unter der wir die Vorstellung so gerne mögen, Gott sei unser Vater, enorm ins Wanken. Denn diese Voraussetzung lautet: wenn Gott unser Vater ist, dann ist er das immer schon, und dann gilt das selbstverständlich für jeden. Ja vielleicht ist mancher unter uns jetzt regelrecht schockiert: lehrt die Kirche nicht sonst immer wieder, Gott liebe alle Menschen ohne Unterschiede? Jetzt scheint es dagegen ja doch Unterschiede zu geben: **„Welche der Geist Gottes treibt...“** – wer so formuliert, der setzt voraus, dass die einen als Gottes Kinder zu bezeichnen sind, die anderen jedoch nicht. Da fragt man sich natürlich unwillkürlich: von wem spricht Paulus hier, und was gilt für diese Menschen, was für die anderen offensichtlich nicht gilt?

Ich möchte eine Antwort auf diese Frage versuchen, indem ich mich der Worte bediene, die Paulus hier in unserem Predigttext selber verwendet. Er geht von der Voraussetzung aus, dass jeder Mensch in seinem Leben, in seinem Denken und Handeln von einem „Geist“ angetrieben wird. Fragt sich nur, von was für einem. Paulus stellt in unseren Versen sozusagen zwei „Geister“ einander gegenüber: einen „knechtischen Geist“, wie er ihn nennt, und einen „kindlichen Geist“. Was meint er damit?

Was ein „knechtischer Geist“ ist, hat er ein Kapitel zuvor, in Römer 7, entfaltet, das wohl zu den schwierigsten Kapiteln der Bibel überhaupt gehört. Ich will versuchen, seine Gedanken, so wie ich sie verstehe, möglichst einfach nachzuzeichnen:

einen knechtischen Geist, einen Geist, der den Menschen zu einem Sklaven macht, ihn hat meist ausgerechnet derjenige Mensch, der vermutlich am wenigsten damit rechnet. Derjenige nämlich, der sich immer auf der sicheren Seite des Lebens wähnt. Der sich selber für den Herrn seines Lebens hält. Sei es, dass er meint, er könne auf so etwas wie den Respekt vor Gottes Geboten verzichten, sei es, dass er sie gerade besonders konsequent befolgt, dann aber auch entsprechend stolz darauf ist und sich Gott besonders nahe fühlt. Denn diese beiden Gestalten haben Eines gemeinsam: sie gründen ihr Leben letztlich nicht auf Gott – auch nicht der Zweite der beiden, der

sozusagen die „fromme Variante“ dieser Lebenseinstellung verkörpert! –, sondern sie gründen ihr Leben auf sich selbst.

Nun scheint gerade für solche Menschen die Rede von einem knechtischen, das heißt: sie ver-sklavenden Geist gerade nicht nahe zu liegen, so selbstmächtig, wie sie erscheinen. Interessanterweise sieht Paulus das total anders: für ihn sind solche Menschen in ihrer ständigen Selbstbezogenheit gerade nicht als frei und damit als beneidenswert anzusehen. Sie kreisen ständig um sich selbst und betreiben Nabelschau. Sie leugnen ihre Angewiesenheit auf andere und auf Gott. Spätestens, wenn der Tod in ihr Leben einzubrechen droht, erweist sich ihr selbstfabriziertes Lebensfundament jedoch als sehr brüchig, und schon zuvor gilt: wer stets um sich selbst kreist, strahlt kaum einmal die Fähigkeit zu echter Liebe und zur Zuwendung zu anderen aus. Irgendwie hängt er nur krampfhaft an sich selbst. Und gerade damit verrät er den knechtischen Geist, der ihn antreibt. Fast muss man sagen: in eben demselben Maße, wie er sich selbst als seinen eigenen Herrn groß macht, lugt dieser knechtische Geist gleichsam bei ihm durch die Hintertür und entlarvt die große Selbstsicherheit dieses Menschen als letztlich sehr brüchige Fassade.

Ganz anders der Mensch, der in seinem Leben von dem „kindlichen Geist“ angetrieben wird. Wer „**Abba, lieber Vater**“ schreit, erweckt nun wirklich nicht den Eindruck von Selbstmächtigkeit. Vordergründig mag er damit ziemlich unerwachsen wirken. Aber Paulus ist der festen Auffassung: gerade dieser Mensch erweist sich als Realist! Als derjenige nämlich, der es nicht nötig hat, diese Fassade der Selbstmächtigkeit vor sich aufzubauen und vor sich herzutragen. Als derjenige, der selber für sich und sein Leben eben kein Netz und keinen doppelten Boden mitbringt! Der aber daran gerade nicht etwa verzweifelt, sondern sich in all seiner Angewiesenheit und Hilfsbedürftigkeit seinem himmlischen Vater mit unendlichem Vertrauen gleichsam in die Arme wirft!

Wer das als infantil empfindet und bezeichnet, dem kann ich, offen gestanden, wohl auch nicht helfen. So ein Blödsinn! Denjenigen unter uns möchte ich sehen, der das nicht zumindest insgeheim auch gern immer mal wieder machen würde. Glücklicherweise ist der zu nennen, der einen Adressaten für dieses Bedürfnis hat! Ich gebe Ihnen gern zu, dass ich in dieser Hinsicht meinen vor 11 Jahren verstorbenen Vater immer mal wieder schmerzlich vermisse. Nun habe ich zum Glück noch eine Mutter! Aber auch die wird eines hoffentlich noch fernen Tages sterben. Und für viele unter uns ist längst diese Situation gegeben, dass sie keine Eltern mehr haben, denen sie sich in die Arme werfen könnten. Oder aber, was natürlich noch viel schlimmer ist: so mancher hat Eltern, die nicht von der Art sind, dass man ihnen dieses Vertrauen entgegenbringen könnte. Womit sich zeigt: letzten Endes können wir im zwischenmenschlichen Miteinander dieses Bedürfnis immer nur sehr ansatzweise und unvollkommen stillen. Umso wichtiger, gerade von Gott erfahren zu dürfen: er will in einem unüberbietbaren Sinne Vater und natürlich auch Mutter für uns sein – nicht als Konkurrenz zu unseren leiblichen Eltern, sondern – ich sage es mal so: mit einer „Reichweite“, die leibliche Eltern nicht haben und niemals haben können!

Zu ihm dürfen und sollen wir rufen: „**Abba, lieber Vater!**“ – Kleiner Zwischengedanke: „Abba“ – das ist ja eigentlich das kindliche „Papa“, und so wird auch immer mal wieder hier und da der Gedanke geäußert, eigentlich müsste das Vaterunser zum „Papaunser“ umformuliert werden, damit wir diese Anrede auch tatsächlich in unser Gebet integrieren. Diese Idee klingt für mein Empfinden allerdings eher nach dem Satz: Gut gemeint, aber deshalb noch nicht unbedingt gut gemacht. Die Veränderung der Gebetsanrede würde in unserer Sprache fast unweigerlich als gezwungen empfunden, so dass der Betende nun wirklich in ein Stadium seiner Entwicklung zurückfällt, das nicht mehr dasjenige ist, in dem er hier und heute lebt. So wirkt die Veränderung aufgenötigt, künstlich und somit gerade nicht echt. Aber echt soll es im Gebet ja gerade zugehen. Authentisch soll es sein. Ich kann nicht erkennen, dass ein aufrichtig gebetetes „Vaterunser“ irgendwie erwachsenersteril wäre, nicht innig und kindlich genug. So wie ich einem Menschen, der mit der Anrede „Vater“ und „Mutter“ für seine Eltern aufgewachsen ist, diese auch nicht im Nachhinein austreiben möchte, so als wäre sie zu streng – auch wenn dies nicht die Anrede ist, die ich meinen Eltern habe zukommen lassen und die ich meinen Kindern für mich beigebracht habe. Andere Sprachen lösen diese Frage der Anrede im Vaterunser anders; da kommt dann tatsächlich sozusagen der „Papa“ zum Zuge, und dann ist gerade das wieder authentisch und nicht von außen übergestülpt. Wir soll-

ten uns, so meine ich, nicht an dieser Stelle unnötig in den Details der Sprache verkämpfen, sondern den Sinn des Ganzen erkennen. –

„**Abba, lieber Vater!**“ – so dürfen wir uns nun Gott nähern. Und das bricht niemandem einen Zacken aus seiner Krone, sondern ist schlicht das uns in keiner Weise beschämende Eingeständnis: wir sind auf Gott angewiesen und dürfen uns daran freuen, dass er uns diesen sozusagen familiären Zugang zu sich eröffnet hat. Dass er uns, so könnte ich nun sagen: adoptiert und damit ganz bewusst Ja zu uns als zu seinen Kindern gesagt hat. Was könnte es für uns Schöneres von Gott zu sagen geben?

Vielleicht höchstens das, was Paulus noch anschließt: „**Sind wir aber Kinder, so sind wir auch Erben**“, und zwar Erben dessen, was derjenige, der in einem ganz besonderen Sinne „Kind Gottes“, „Sohn Gottes“ genannt wird, uns eröffnet hat: es ist das, was Paulus „Herrlichkeit“ nennt. Dieser geht freilich, das sagt er auch, eine Zeit des Leidens voraus. Aber das Entscheidende ist dies: unser himmlischer Vater steht zu seinem Wort, und was immer uns auch widerfahren mag, es wartet auf uns eine Zukunft bei ihm. Ich möchte mich gar nicht bemühen, mir diese Zukunft nun ganz genau vorstellen zu wollen. Ich vertraue ganz einfach darauf, dass sie alles in den Schatten stellt, was unsereiner sich überhaupt nur vorstellen kann. Wer allzu gierig auf das verheißene Erbe schießt, dem könnte die Freude über seine Gotteskindschaft gerade abhanden kommen. Sie dann wiederzufinden, ist mit Sicherheit eine schwierige Angelegenheit.

Das sehen wir übrigens bei Jakob, von dem wir ja in der Lesung hörten. Einen langen Weg mit großen Auf's und Abs wird er von Gott geführt, bis er, der bekanntlich seinen Bruder um das Erstgeburtsrecht betrogen hat, Frieden mit diesem Bruder und auch mit Gott findet. Immerhin: gerade die heute gehörte Geschichte mit der Himmelsleiter zeigt uns: Gott wendet sich sogar im Augenblick seiner, Jakobs, Schuld nicht von ihm ab. Gerade so erweist er sich als liebender Vater. Es ist Jakob, der etwas länger braucht, bis er das wirklich kapiert hat und seinerseits darauf baut.

Ob wir es besser hinbekommen? Ich wage nicht, das zu behaupten! Aber lassen Sie uns die Worte des Paulus als Ermutigung dazu hören, lassen wir uns von Gottes Geist treiben – und uns unserem unvergleichlichen himmlischen Vater voller Vertrauen in die Arme werfen! Amen.